

Die Arbeiterwohnung

Von Karl Gvatter

Der gegenwärtige Stand der technischen Entwicklung macht es heute schon möglich, Arbeiterwohnhäuser zu erstellen, die eines gewissen Masses von Komfort und Annehmlichkeiten nicht entbehren. Die Mehrzahl der Arbeiter aber wird, solange es das kapitalistische Wirtschaftssystem den Besitzern der Produktionsmittel erlaubt, den wirtschaftlich Schwachen einen Lohn zu zahlen, der knapp hinreicht, die notwendigsten Lebensbedürfnisse zu decken, solange der Bau der menschlichen Wohnstätten Sache der Privat Spekulation ist, in Wohnungen zu leben gezwungen sein, die einen nur sehr bedingten Anspruch darauf haben, als „Heim“ bezeichnet zu werden.

Verkörpern die im Zeitalter kapitalistischer Profitjägerei erstellten Wohnräume des Lohnarbeiters nicht das Ideal einer in sanitärer und hygienischer Beziehung einwandfreien Heimstätte, so ist die innere, dem Arbeiter selbst gehörende Einrichtung noch weniger dazu angetan, darüber Freude und Genugtuung zu empfinden.

Wie sieht es in 95 von 100 „besseren“ Arbeiterwohnungen aus? Das Ideal ihrer Besitzer ist immer noch das verlogene, weil etwas anderes als es tatsächlich ist, vorspiegeln wollende eichengemaserte Tannenschirmmöbel, oder in letzter Zeit das „moderne“ Möbel aus gleichem Material und in gleicher Bearbeitung, der giftgrüne, rote oder buntscheckige quasten- und fransenbehängene „Salondiwan“, die himmeltraurigen Öldruck- oder Glasbilder mit schreienden Goldrahmen und ewig gleichbleibenden Motiven: Schloss Chillon, der Rheinfluss, die Tellskapelle u.s.w., die Familien- und Vereinsphotographien, die staubfangenden Papierblumen in unmöglichen Vasen, der mit einem geschnitzten, aus imaginären Höhen niedersteigenden Wilhelm Tell gekrönte Regulateur, und nicht zu vergessen: das buntglasige Büfett! Alle die schönen Sachen haben vor allem den Zweck, eine gewisse Vornehmheit, den Schein einer bessergestrählten Wohlhabenheit vorzutäuschen. Freilich gelingt diese Täuschung nicht, weil all den schönen, glänzenden Dingen, die in einer derart „geschmückten“ Wohnung aufgespeichert sind, die Geschmacklosigkeit, die künstlerische und technische Minderwertigkeit auf der Stirne steht. Dafür aber ist ob all der kalten, falschen Pracht glücklich die Gemütlichkeit der Wohnung zum Teufel gegangen.

* * *

Nachdem um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Handwerk und Gewerbe einem allgemeinen künstlerischen Niedergang verfielen, ist seit etwa 15 Jahren eine Wendung zum Besseren eingetreten.

Es verschwinden z.B. in den Wohnungen der Reichen die geschnitzten und geschnörkelten Möbel. Eine gewisse Einfachheit herrscht - bei kostbarem Material- in der Linienführung vor. Die Einsicht bricht sich Bahn: das Einfachste ist das Schönste!

Die Arbeiterfrauen und Arbeiter aber meinen immer noch, das glänzende, mit Muschelaufsätzen, gedrehten Säulen, Kugeln und anderem geschnitztem Schnickschnack „gezierte“ Möbel sei schön. Der übergrossen Mehrzahl kommt es gar nicht zum Bewusstsein, dass die typische Arbeiterwohnungsausstaffierung, wie sie eingangs geschildert wurde, gar nicht zu den sozialen Anschauungen der klassenbewussten Proletarierfamilie passt, dass sie den wenn auch ungewollten Ausdruck einer Weltanschauung darstellt, die der proletarischen Weltanschauung diametral gegenübersteht, weil sie (die Wohnungseinrichtung) nichts anderes ist, als der dürrtige Abklatsch einer protzigen, geschmacklosen Bourgeoisheimstätte.

Der Arbeiterwohnung fehlt noch das „klassenbewusste“ Möbel, das in seiner Zweckmässigkeit, seiner schlichten Geradheit, Solidität und Schönheit das innere Wesen des proletarischen Emanzipationsstrebens zum Ausdruck bringen soll. Auch andere Gründe sprechen für eine Reform der Arbeiterwohnung.

Praktische und hygienische Erwägungen: Die Arbeiterwohnung von heute ist ein steter Quell fortwährender Arbeit für die proletarische Hausfrau; die Möbel mit ihren Aufsätzen, Schnörkeln und Leisten bieten dem Staub tausend willkommene Ablagerungsflächen, die fortwährend gereinigt werden müssen auf Kosten der ohnehin beschränkten Zeit der Hausfrau. Die Stickereien und Spitzen auf Tischen, Kästen und Diwan, die grossen Fenstervorhänge, die der Wohnung das Beste, das Licht, nehmen, die unnützen, hässlichen Nippsachen, die Papierblumen, Wandfächer und ähnliche Hausgreuel, sie alle sind wahre Staubfänger und deshalb auch der Herd gefährlicher Krankheitsreger.

Ferner: „Billige“ Möbel sind in Tat und Wahrheit um ein Vielfaches teurer als gute, solide Ware. Sie werden bald abgenützt und schlecht, müssen ersetzt und repariert werden. Gegen billige Möbel sprechen schliesslich auch soziale Erwägungen.

„Billige Waren sind“, so schreibt ein bürgerlicher Schriftsteller, „deshalb billig, weil entweder die Qualität des verwendeten Materials, die Herstellungsweise minderwertig oder der Fabrikant die Billigkeit durch niedrige Arbeitslöhne, oder aber durch beides zusammen erreicht. Niedrige Löhne aber bedeuten Menschenelend.“

Menschen, die ihre Arbeit nicht voll bezahlt erhalten, können sich nicht satt essen, haben nicht genug Raum zum Wohnen, haben keine Freude am Leben. Bei solchen schlecht ernährten, unzufriedenen Menschen, die zusammengepfercht in dumpfen Zimmern wohnen, stellen sich Krankheit, Laster und Verbrechen ein. Das Elend einzelner Volksklassen aber schlägt auf das ganze Volk zurück, es kann zum Verhängnis der Gesamtheit werden. Hierzu hilft jede Hausfrau mit, die Waren kauft, welche bei schlecht gelohnter Arbeit hergestellt sind. So kann die blinde Sucht, billig einzukaufen, zu einer Schuld werden gegen andere Menschen, letzten Endes zur Schuld gegen unser Volk. Die Hausfrau tut unrecht, welche der Billigkeit wegen Waren kauft, die bei anständiger Bezahlung der Arbeit überhaupt nicht so billig sein könnten, wie sie sind.“

* * *

Es wird dem Arbeiter furchtbar schwer gemacht, die ausgetretenen Pfade herkömmlicher Wohnungs„kultur“ zu verlassen. Die Möbelfabrikanten haben kein Interesse daran, dem Arbeiter Möbel zu liefern, die, abweichend von den bisherigen Typen, neue Formen aufweisen. Das würde Neuausgaben für die Fabrikanten bedeuten, und da diese bei der Möbelproduktion ja keinerlei künstlerische oder soziale Mission zu erfüllen gedenken, sondern Waren erzeugen, um möglichst grossen Profit zu machen, so wird das unzweckmässige, unschöne und unsoziale Arbeitermöbel so lange Trumpf bleiben, solange nicht aus der Arbeiterschaft selbst heraus Wunsch und Ruf nach einer Änderung kommt. Das ist ja auch mit ein Grund an dem Elend der Massen-Schundproduktion, dass die Arbeiter nichts Besseres verlangen.

Geradezu ein Symptom für die Gleichgültigkeit, mit der die schweizerische Möbelindustrie dem Arbeiterraumkunstproblem gegenübersteht, bedeutete das vollständige Fehlen von Arbeitertypenmöbeln auf den überaus reichhaltig beschickten Raumkunstabteilungen der Landesausstellung in Bern.

Im Winter 1909/10 fand im Zürcher Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung vorbildlicher Arbeiter- und Angestelltenwohnungseinrichtungen statt. Über diese bescheidenen Anfänge einer Reform der Arbeiterwohnung scheint man unseres Wissens nicht allzu weit hinausgekommen sein.

Etwas günstiger stehen die Dinge in Deutschland. An verschiedenen Ausstellungen war mancher mehr oder minder gelungene Versuch zu sehen, auch dem Arbeitermöbel eine künstlerische Note zu geben. Vor einigen Jahren hat der deutsche Dürerbund in Dresden eine „Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit“ gegründet. Die Vertriebsstelle hat mehrere Wohnungseinrichtungen nach Künstlerentwürfen herstellen lassen, die zum Preise von 700-800, 800-900 und 1200-1300 Mark für Wohnzimmer, Küche und Schlafstube hergestellt werden.) Ebenso liefern neben andern Unternehmungen die „Deutschen Werkstätten“ in Dresden vorbildliche Möbel für die Arbeiterwohnung und damit den Beweis, dass Qualitätsmöbel nicht unbedingt teurer sein müssen, als die Erzeugnisse einer skrupellosen, profithungrigen Schundproduktion.

Die grössten Erfolge auf dem weiten Feld der Arbeiterwohnungsausstattung hat unzweifelhaft die vor einigen Jahren in Berlin ins Leben gerufene „Kommission für vorbildliche Arbeiterwohnungen“, eine Schöpfung der Berliner Freien Gewerkschaftsorganisationen, erzielt.

Die Kommission hat bis jetzt drei Typen von Arbeitermöbeln von Künstlern entwerfen und dann herstellen lassen. Die ersten Möbel wurden in Föhrenholz hergestellt und kosteten: Wohnzimmer, gewachste und anpolierte Möbel, 374 Mark; Schlafzimmer in gleicher Ausführung 360 Mark; Küche in lackiertem Föhrenholz 140 Mark. Es zeigte sich aber, dass das Föhrenholz, das bei entsprechender Behandlung sehr schön wirkt, zu weich ist. Die zweiten Möbel wurden deshalb in Eichenholz hergestellt; der Preisunterschied war trotzdem kein grosser. Die dritte Type wurde in Mahagoni - dem billigeren Gabunmahagoni - mit schwarzen Leisten erstellt. Sie besteht aus Wohn- und Schlafzimmer einschliesslich Matratzen, Schoner und Bettdecken, Fenstervorhängen und Stangen, und kostet 580 Mark; ein relativ niedriger Preis, berücksichtigt man die technisch absolut einwandfreie Arbeit, die Zweckmässigkeit und Schönheit dieses Hausrats. Die Möbel werden in der Regel bar bezahlt; in Ausnahmefällen ist auch Ratenzahlung gestattet. Auch die Abzahlungsbedingungen

unterscheiden sich in vorteilhafter Weise von den nicht selten mehr oder weniger skrupellosen Wucherpraktiken vieler privater Abzahlungsgeschäfte. Ein Drittel der Kaufsumme muss angezahlt werden. Die Restsumme wird in monatlichen Raten von mindestens 25 Mark abbezahlt; der jeweilig anstehende Restbetrag muss mit 6 Prozent verzinst werden; der Zins wird monatlich vom Käufer bezahlt; die zu verzinsende Summe wird also mit jedem Monat kleiner. Die Möbel sind ihrer Wichtigkeit nach nummeriert; was bezahlt ist, gehört dem Käufer. Bei den Abzahlungsgeschäften ist es bekanntlich anders: die Möbel sind erst dann Eigentum des Käufers, wenn der letzte Rappen bezahlt ist.

Das Verkaufssystem der Kommission hat denn auch eine Reihe Berliner Abzahlungsgeschäfte veranlasst, dem Publikum gewisse Konzessionen zu machen, mehr der Not gehorchend, als dem eignen Triebe. Aber auch die Produzenten selbst sahen sich durch die Tätigkeit der Kommission gezwungen, die alten Geleise zu verlassen. Vor Kriegsausbruch veranstaltete die Berliner Schreinerinnung ein Preisausschreiben zur Erstellung preiswerter, geschmackvoller und zweckmässiger Arbeitermöbeltypen. Bedingungen waren: 1. der Verkaufspreis für Stube und Küche darf 500 Mark, für zwei Stuben und Küche 800 Mark nicht übersteigen. 2. die Einrichtung muss für eine fünfköpfige Familie berechnet sein.

In einer von den Berliner Schreinermeistern veranstalteten Ausstellung zeigten diese dann die preisgekrönten Möbel und als abschreckendes Beispiel stellten die boshaften Meister eine durch einen „Strohmann“ aus einem Abzahlungsgeschäft bezogene „billige“ Aussteuer daneben hin, die wohl mit Säulchen und Aufsätzen verziert war, blendete und glänzte, aber weder wirklich schön, noch zweckmässig und solid gearbeitet war, dafür aber - sie bestand aus Wohnzimmer und Schlafzimmer - 625 Mark, bei Abzahlung 10 Prozent mehr, kostete! Die „billigen“ Abzahlungsmöbel minderwertigster Qualität kosten also selbst bei Barzahlung mehr, als die nebenstehende, technisch einwandfreie, geschmackvolle Arbeit!

* * *

Man kann keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, dass es im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung eine geschlossene, in allen Dingen befriedigende proletarische Wohnungskultur nicht geben kann. Immer wird, solange der Arbeiter bei langer Arbeitszeit um kargen Lohn Ausbeutungsobjekt ist, solange der Besitzlose nicht nur als Produzent, sondern auch als Konsument gebrandschatzt wird, es unmöglich sein, ein nach allen Seiten einwandfreies Arbeiterheim zu schaffen.

Aber innerhalb der heutigen „Ordnung“ selbst kann in der Ausstattung der Arbeiterwohnung vieles verbessert, manches Schlechte, Hässliche und Geschmacklose ausgemerzt werden.

Wie das zu machen sei, den Arbeiterfrauen, dem Arbeiter zu zeigen, wie ein Arbeiterheim eingerichtet werden muss, um wirklich gemütlich und schön zu sein, das wäre eine Aufgabe, wohl wert, in Angriff genommen zu werden. Vielleicht nimmt sich innerhalb der schweizerischen Arbeiterbewegung der schweizerische Bildungsausschuss dieses Problems an, vielleicht werden früher oder später auch in den grossen Schweizer Städten ähnliche Kommissionen, wie die der Berliner Gewerkschaften, entstehen; es ist denkbar, dass die schweizerische Genossenschaftsbewegung in absehbarer Zukunft zum Schrittmacher einer vorbildlichen Arbeiterwohnungskultur wird.

Jedenfalls aber wäre es ein lockendes Ziel, eine Zeit vorbereiten zu helfen, in der die Arbeiterwohnung zu einem „wirklichen Heim, das heisst zu einer Stätte, mit der ihre Bewohner innerlich eins sind, weil sie ihr Inneres widerspiegelt“, werden wird.

Schweizerische Strassenbahner-Zeitung, 3.12.1915.